heute der Frau von heute gegenüber so gern erlaubt. Er behandelt sie wie ein Mann seine zukünftige Frau, also mit größter Achtung. Man sieht, daß er lebhaft bemüht ist, sich ins allerbeste Licht zu setzen. Die Sache hat auch nicht den Eintagsfliegenglanz einer flüchtigen Sommerbekanntschaft; denn Alexandra kennt Faber von der Stadt her. Hier draußen haben sie sich zufällig getroffen; und Zufälle sind die Strickleitern des Schicksals, die aus zwei Unmöglichkeiten eine Möglichkeit machen. Nur Ungeschickte verstehen es nicht, sich dieser wippenden Gelegenheiten zu bedienen. Sie weiß, wer er ist; auch ihre Familie kennt ihn, ihre Mutter, ihr Bruder, ihre Schwester. Folglich ist er kein Fremder. Nein, es liegt bestimmt keine Sommerliebelei vor. Liebelei? Eigentlich ist er zurückhaltender, als er sein müßte. Nie wagt er es, außerhalb der Begrüßung ihre Hand zu ergreifen, zu halten, zu küssen. Nie ein Blick, der einem mit weicher Frage die Seele aufwühlen will und den man schmelzend erwidern könnte, obwohl man dabei nicht einen Augenblick lang zu beobachten vergißt, ob er dem Kellner ein angemessenes oder ein Geiz verratendes Trinkgeld gibt. Und dennoch, ihr Beweis ist das ständige Beisammensein vom Morgen bis zum Abend. Kein Zweifel, er benimmt sich tadellos, und das verdient Achtung. Aber hinter dieser Stille muß Sturm sein. Vielleicht ist er insgeheim ein wenig herrisch. Na, schön! Damit wird sie auch fertig werden. Ihr erster Mann ist ja auch gebändigt worden, und wenn der Esel nicht einen so gerissenen Anwalt gehabt hätte, würde der Unterhalt sie der Notwendigkeit überheben, diesen jungen Mann hier mit so viel Aufwand zu ködern. Sie atmet tief.

„Oh! Sie langweilen sich", sagt Faber betreten, denn auch er hat jetzt eine Weile lang versonnen durchs Fenster hinausgeträumt.

„Ich langweile mich nicht. Ich träume. Und ich glaube, wir träumten dasselbe . . ."

„Dasselbe?" Er sieht sie unsicher an.

„Ja, mitunter kann ich Gedanken lesen", lächelt sie zärtlich.

Der Kellner kommt mit dem Mokka und unterbricht das Gespräch. —

Am nächsten Tage treten sie gemeinsam die Heimreise an. Alexandra bemerkt mit innigem Vergnügen, daß Faber alles aufbietet, um das Abteil von Mitreisenden frei zu halten. Und es gelingt ihm. Also, jetzt wird die große Erklärung kommen! Sie lehnt sich wohlig zurück, gibt sich dem leisen Rütteln des Zuges hin, wartet; sie wünscht den Eindruck der Süß-Erregten zu erwecken. Wie verlegen dieser große, breitschultrige Mensch sein kann! Eigentlich ist es hübsch, einen Mann einmal verlegen zu sehen. Wenn er so da sitzt und nicht recht weiß, wohin mit seinen Händen und mit seinen Augen, wenn er mal nicht durchaus „männlich" und nicht so übertrieben sicher ist, wenn er zögert, ob er nach der Zeitung greifen soll oder nach den — entgegenkommenderweise — ihm gegenüber auf dem Klapptisch liegenden Händen einer wartenden Frau. Ganz lieb sieht er so aus. Sie möchte seinen Kopf an ihr Herz ziehen und flüstern: „Du dummer, dummer Bub!" Nur keine Zärtlichkeit! ermahnt sie sich. Zuletzt vergißt du dann noch, ihm zu sagen, daß er dir das Wirtschaftsgeld unaufgefordert zu geben hat! Sie lehnt den Kopf zurück und blinzelt hinter halbgeschlossenen Lidern. Wenn er nur endlich reden wollte! Ihre Augen belauern ihn unentwegt. Der Zug gleitet immer tiefer in städtisch gefärbte Landschaft hinein. Weit weg sind die sterbenden Wälder und die von bräunlicher Herbstöde umschatteten Wiesen. Man muß etwas reden, entschieden.

„Die Stadt ist so häßlich", fängt sie an, „man ist auf der ewigen Hetzjagd und kann einander so selten treffen, nicht?"

Er nickt stumm.

Wahrscheinlich ist seine Stimme jetzt ganz unsicher! denkt sie. Also muß sie reden. Etwas Stimmungsvolles vielleicht. Ueber die Stadt, der man sich jetzt nähert. „Wir leben in der Stadt und wissen nichts von Erde", leiert sie. „Wir haben für Erde Steine bekommen. Wir erleben dort keinen Frühling; die Maikäfer, die wir sehen, liegen in Schaufenstern und sind aus Schokolade. Der Sommer behandelt uns wie Märtyrer, die man auf glühende Steine wirft. Der Herbst heißt für uns Schnupfenfieber. Und den Schnee des Winters bekommen wir nur als Pfützen zu Gesicht . . ." Das hat sie vor mehr als zehn Jahren in ihr Tagebuch geschrieben. Heute stimmt es nicht mehr ganz mit ihrer Meinung überein, denn heute findet sie, daß jede Saison — auch in der Stadt — ihre Schönheit und ihre neuen Hüte hat.

Er nickt. In seinen Augen ist eine schmelzende Ergriffenheit.

Sie fährt fort: „Ich hasse diese kühleren Tage, die jetzt über uns hereingebrochen sind. Aber, nicht wahr, die innere Wärme kann alles durchleuchten?"

„Sie haben recht, grädige Frau. Wie recht haben Sie! Immer schon habe ich Ihre große Güte, Ihre herrliche innere Wärme bewundert. Daher wage ich es auch, endlich zu sagen, was ich seit Wochen mit mir herumtrage."

„Sagen Sie es", flüstert sie mit stockendem Atem, ohne den schmalen Spalt der gesenkten Lider zu erweiten.

Er faßt ihre Hand und behält sie bittend in der seinen. „Liebe, liebe gnädige Frau! Wenn Sie jetzt nach Hause kommen, dann vergessen Sie mich nicht! Dann legen Sie bitte bei Ihrem Fräulein Schwester ein gutes Wort für mich ein!"

Der brennende Riesenbaum.

Ein Riesenrotholzbaum stand auf dem Grundstücke des kalifornischen Sommersitzes bei Santa Cruz, und Frau Bern, die glückliche Besitzerin, war stolz auf das neunzig Meter hohe und jahrtausende alte Wahrzeichen. Eines Tages aber, als sie sich allein im Hause befand, sah sie zu ihrem Schrecken, daß in zwanzig Meter Höhe Flammen aus dem Riesenbaum schlugen. Gewann das Feuer die Krone und brach der verkohlende Riesenstamm zusammen, so mußte er das Anwesen vernichten. In fieberhafter Hast riß die Frau einen Sprengschlauch aus der Garage und richtete den Strahl gegen das Feuer. Sie mußte aber bald erkennen, daß der Druck nicht stark genug war, um das Wasser bis in die brennenden Teile des Baumes zu schleudern. Rasch entschlossen band sich Frau Bern das Mundstück des Schlauches am Körper fest und stieg in die fünfzehn Meter hohe Krone eines benachbarten Baumes. Von hier aus richtete sie den Wasserstrahl auf die brennenden Aeste des Riesenbaumes. Obwohl ihr die Kleider am Leibe versengten, hielt sie aus, bis die Flammen erstickt waren. Dann fand sie aber nicht mehr die Kraft, vom Baume herab zu steigen. Sie verlor den Halt und fiel. Die Aeste linderten den Sturz, doch Frau Bern blieb bewußtlos liegen. Sie kam erst wieder zur Besinnung, als wenige Meter von ihr entfernt Flammen aus dem Unterholz schlugen und sich zur Garage durchzufressen drohten, wo Hunderte von Litern Benzin lagerten. Die Frau raffte sich auf, und mit letzter Kraft gelang es ihr, auch diese Gefahr zu beseitigen. Erst dann schleppte sie sich zum Fernsprecher und rief einen Arzt. Einige Brandmale werden sie nach dessen Ansicht immer an ihr aufregendes Abenteuer erinnern.

Gibt es denn keine Pferde mehr?

Den erstaunten Ausruf „Gibt es denn keine Pferde mehr?" tat in New York ein grauhaariger Gefangener, als man ihn zum ersten Male in seinem Leben in ein Auto setzte, um ihn aus dem Staatszuchthause nach der Gefangenenfarm zu bringen. Dieser Mann, Jeß E. Pomery, der wegen der grausamen Ermordung von drei kleinen Jungen zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war, hat seit 53 Jahren, die er im Zuchthaus verbracht hat, jetzt zum ersten Mal wieder einen Blick in die Kulturwelt tun können. Aengstlich preßte dieser Mensch, der 43 Jahre in Einzelhaft verleben mußte, seine Augen an die Scheiben des geschlossenen Wagens, um das stürmische Leben und Treiben der größten Stadt des Erdballs aufzufangen. Als er einen Hochbahnzug dahin rasen sah, zuckte er vor Schreck zusammen. Ein Flugzeug, das durch sein Blickfeld zog, brachte ihn zu dem Ausruf, daß er verrückt werde, wenn die Fahrt noch länger andauere. Die Anlagen der Gefangenenfarm wurden von ihm als Oasen in dem Fauchen und Donnern einer stürmenden Welt betrachtet, die er nicht mehr zu begreifen vermag. Wissenschaftliche Befrager nach seinen Eindrücken, die über ihn psychologische Studien schreiben möchten, konnten überhaupt keine Antworten erhalten. Der Gefangene richtete an sie nur die herzliche Bitte, ihn in Ruhe zu lassen, da er sich ganz betäubt fühle und alle diese Gesichte während der Fahrt durch die Welt von 103 Minuten wie ein schreckenerregender Traum ohne Hinterlassung von Spuren verflogen seien.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 78 **28. September 1929** **4. Jahrgang**

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

1. Fortsetzung.)

Aus nachte Ueberraschung kam ein Mann in schwarzer Dienerkleidung. Er wurde durch Beamte vorgeführt und behauptete, der Kammerdiener des Herrn Reinhold Waltherspiel zu sein.

Dieser Mann erzählte:

Die Wohlfahrtspolizei — und zwar die Wache 1 — verlangte am Vormittag den Herrn Reinhold Waltherspiel am Telephon zu sprechen. Der Diener Karl Polensky sei als Zeuge eines Straßenunfalles zu vernehmen. Er habe sich um 5 Uhr nachmittags auf der Wache 1 im Zimmer 3 zu melden.

Dieses Telephongespräch war Irreführung.

Das Opfer einer Täuschung war auch Martha Oesterle, das Stubenmädchen. Sie erschien bald nach dem Diener Karl Polensky vor dem Kommissar und gab zu Protokoll:

Um vier Uhr kam ein Herr, der sie zu sprechen wünschte. Er sagte, daß er von der Arbeitsstelle ihres — nämlich Marthas — Bräutigams komme. Dieser sei verunglückt und in äußerst ernstem Zustande in ein Krankenhaus geschafft. Der Kranke wünsche seine Braut sofort zu sprechen

Martha lief so wie sie ging und stand.

Irr und wirr vor Sorge war sie.

Auf der Arbeitsstelle fand sie ihren Schatz gesund sein Vesperbrot verzehrend.

* * *

Was bleibt noch zu sagen, um dies düstere Kapitel abzuschließen?

Etwa, daß Herr Justus Waltherspiel nur schwer und erst nach langer ärztlicher Bemühung sein Bewußtsein wiederfinden konnte.

Daß er Karl Polensky als den richtigen Diener seines Bruders auswies. Dieser Diener habe ihm um vier nachmittags Tee serviert und sei zur Polizei gegangen.

Weder hatte Justus Waltherspiel den mysteriösen Fremden zu Gesicht bekommen, noch vermochte er die Herkunft und Bedeutung der drei schwarzen Rosen zu erklären. Er wußte überhaupt nichts, was ein Spürchen Licht in diese sonderbare Sache bringen konnte. Erst vor wenigen Tagen war er nach Beendigung einer längeren Auslandsreise auf dem Heimweg nach Berlin in Dresden eingetroffen. Er fand den Bruder in der besten Stimmung. Nichts war da und war gesprochen, was auf diese fürchterliche Katastrophe schließen lassen konnte. — — —

Uebrigens, man könnte noch erzählen, daß dem Untersuchungsführer kurze Zeit danach sein Hut und Mantel abgegeben wurden. Auch, daß man im Dienerzimmer fremde Kleidungsstücke vorfand. Neu, doch ohne Eleganz und Eigenart gefertigt . . . eben Sachen, wie man sie in jedem Herrenkonfektionsgeschäft ersteht. Die — da jede Firmenaufschrift fehlte — keinen Anhalt boten. — — —

Der Dezernent der Mordabteilung saß am Schreibtisch Reinhold Waltherspiels und siegelte Papiere.

Plötzlich fing das Telephon zu klingeln an.

Der Untersuchungsrichter hob den Hörer.

„Villa Reinhold Waltherspiel."

„Hier der Mörder des Herrn Waltherspiel."

„Weeeer?"

„Kann ich den Herrn Untersuchungsrichter sprechen?"

„Am Apparat."

„Sie vermissen Ihren Paletot und Hut. Tausendmal Verzeihung, daß ich Sie darum bemühen mußte. Die Sachen sind in längstens einer halben Stunde dort."

„Danke. Paßten Sie, Herr . . .? Wie war doch der Name?"

„Sagen wir Herr . . . Liebernickel. Denn: was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften. Ich berufe mich auf Shakespeare. Ja und ob die Sachen passen? Etwas weit und schlecht in der Fasson. Ich empfehle Ihnen, künftig bei Bedarf die Firma Smith und Harvey-London. Die Kultur des Menschen folgt der Linienführung seiner Kleidung. Oder wenn Sie wollen, Kleider machen Leute, Lumpen machen Lumpen. Finis. Guten Abend."

Helles Lachen klirrte von der anderen Seite. Plötzlich brach es ab.

Der Fremde hatte von dem Fernsprechautomaten auf dem Hauptbahnhof gesprochen.

Etwa eine Viertelstunde später kam ein Dienstmann mit den Sachen.

Wer sie ihm gegeben habe?

„Eine alte Frau."

* * *

Genug.

Reinhold Waltherspiel war tot. Es lebe Dr. Justus Waltherspiel!

Er war der einzige Erbe des Vermögens und der Liegenschaften seines Bruders. Der neue Chef der Firma Waltherspiel.

Neben ihm

Zum Glück war diese Firma längst auf Aktien umgestellt. Keine Ader seiner Sippe schlug in Justus Waltherspiel. Nichts von dem Erwerbssinn seiner Ahnen. Er verstand nichts von der Sprache der Maschinen und dem hohen Liede, das die Dampfsirenen der Fabriken auf die Arbeit singen.

Ein feiner, stiller und gepflegter Mensch war Justus Waltherspiel. Seiner Neigung nach Privatgelehrter und Aegyptologe. Er reiste viel. Er hatte während einer dieser Reisen einen Bronzezeit-Fund aus dem 16. Jahrhundert ante Christo aufgedeckt. Ein Mausoleum dicht bei Nebi Rubin, südlich Jaffa. Der Fund bestand aus Hieroglyphen, Vasen und ägyptischen Gefäßen. Er schrieb darüber für das „Jahrbuch" und die „Chronik". Ein Buchwerk, das den Fund behandeln sollte, war begonnen.

Mit diesen kurzen Strichen präsentiert sich Dr. Justus Waltherspiel. Es wird hernach noch mehr von ihm zu sagen sein. Er ist der neue Herr auf Bischofswerda. — —

2.

Auf dem Bahnhof Rinkstedt wartete der Schlitten. Hinten auf der Kutscher in Livree. Vorne ein Paar Jucker im Geschirr. Tänzelnd . . . schnaubend . . . weiße Flocken am Gebiß.

Justus Waltherspiel stieg ein.

Es schien ihm, daß der leichte Schlitten fortglitt und ihn in die Höhe trug. In irgendeine lichte klare Ferne. Er empfand es wohlig, aus dem Großstadtsteinmeer Dresden zu entweichen . . . all den trüben grauenvollen Dingen, die damit verbunden waren.

An den Bahnhof schloß die weite schneebedeckte Fläche eines Platzes. Es war der „Ritterplan". Dahinter eine Straße mit sehr alten Bäumen und verschlafenen Häusern. Eine schöne Kirche. Ein paar spitze Türme. Das Städtchen hat ein altes, altes Tor mit Turm. Durch den Torweg führt der Weg vorbei an steilen Gärten und an schmalen Vorstadthäuschen. Die Sonne senkt sich hinter das bizarre Felsgezack von Schönermark. Weithin dehnt sich rings das Ackerland im Dunst des Abends.

* * *

Als der Wagen in den Wald von Mohlau einbog, sprang die Sattelstute in Galopp. Der Wald lag drohend und fast undurchdringlich finster. Trotz des Schnees. Nebelfetzen hingen an den Bäumen, die gespenstisch schwankten.

Auch das Handpferd fiel jetzt in das gleiche Tempo. Der leichte Schlitten rutschte auf dem glatten Boden hin und her. „O lala . . ." beruhigte der Kutscher auf der Pritsche. Der Lichtschein eines Autos fiel von hinten auf den Schlitten, auf die Kruppen und die Köpfe beider Pferde, auf den Weg. Ein Hase lief verzweifelt vor dem Wagen her und mühte sich der jähen Helle zu entrinnen.

Plötzlich sprang das Handpferd rechts hin aus der Bahn. Die Stute auf der Sattelseite bohrte ins Gebiß und rasaunte haltlos vor. Justus Waltherspiel bemühte sich, mit beiden Händen an dem Rand des Schlittens Halt zu finden. Er hatte das Gefühl, als säße er am Endpunkt einer Schleuder und gerate immer näher, ohne daß es eine Rettung gäbe, in den Straßengraben.

Im nächsten Augenblicke blendete das Auto ab. Jemand rief „Verzeihung". Und dann war nichts zu sehen und zu hören. Irgendwo in weiter Ferne schien das Singen der Maschine zu verwehen. Minuten später trabten auch die beiden Jucker wieder ruhig an dem Zügel. Ein Käuzchen schrie im Walde und verstummte. Nur der Chor der Sterne brauste auf.

* * *

Nun war mit einemmal der Wald zu Ende. Der Abend fiel und deckte alle Umwelt mit dem schwarzen Schleier. Doch hinter einem nahen Hügel hob sich eine große Helle, so daß alle Spitzen und die Zweige jener Bäume, die der Wald wie eine Zunge an den Hügel streckte, sichtbar wurden, und als Schattenbild ins Freie traten. Den Hügel krönte eine mächtige Ruine. Durch die leeren Fenster blitzten Sterne. Ueberm und beherrschend reckte sich der Turm nach dem Zenith. Rings um die Ruine, um den Hügel, um die Bäume ging ein Wehen, das wie Atemholen Gottes herklang.

Justus Waltherspiel, der angespannt in diese fremde und mit seinem Schicksal dennoch irgendwie verwandte Umwelt blickte, hatte das Gefühl, daß alle Dinge ihren Zweck und ihr Gewicht verloren . . ineinanderglitten. Es war, als ob sich alle Erdenschwere löse. Der leichte Schlitten flog durch einen silberklaren, luftentleerten Raum, an dessen Rande sich der Himmel mit der Erde ohne Uebergang zusammenschlossen.

Plötzlich aber fing sein Herz zu schlagen an. Scheinbar ohne Grund. Angezogen und beschwingt durch irgend etwas Rätselhaftes, scheinbar Wesenloses, das er weder deuten noch erkennen konnte.

* * *

Minuten später bog der Schlitten um den scharfen Haken, den der Weg hier um den Hügelhang schlagen mußte. Wundersames Licht war in der Luft. Eine ferne Kirchenglocke hub zu schlagen an und hallte aus. Man hatte irgendwie den Eindruck violetter Vögel, die, mit breiten Schwingen weite Kreise ziehend, in das Land zu fliegen schienen.

Waltherspiel hob fragend seinen Kopf zur Seite.

„Herrenstein, Herr Doktor," meldete der Kutscher.

Jetzt erst konnte Justus Waltherspiel erkennen, woher die Helle kam, die von hinten transparent den Turm erleuchtet hatte. Sie hatte ihren Ursprung von den großen Strahlenkegeln eines Autos. Dieses Auto hielt am steilen Hügelabhang, schräg und quergestellt den Weg versperrend.

„Hallo . . ."

Jetzt parierte auch der Waltherspielsche Kutscher durch. Erst zum Schritt. Etwa zwanzig Meter weiter mußte er die Jucker halten lassen.

Waltherspiel sprang aus dem Schlitten. Wieder fühlte er das blöde, rätselhafte Schlagen seines Herzens, ohne daß er einen Grund hierfür erkennen konnte. Entschlossen warf er seinen Kopf zurück und machte ein paar Schritte in der Richtung auf das Auto. Die Konturen dieses Wagens und der Menschen, die dazu gehörten, standen scharf wie fein geschnittene Silhouetten vor dem Hintergrunde.

Eine Dame saß im Fond. Sie war im Pelz. Scheinbar trug sie einen kleinen Filzhut auf dem Kopf. Dann war ein Herr und der Chauffeur, die beide an dem Hinterrad beschäftigt waren.

Dieser Herr jedoch kam nunmehr Waltherspiel entgegen. Wie die Dame trug er einen Pelz. Soweit man dies im ungewissen Licht der beiden Wagen sehen konnte, war sein Antlitz lang und schmal, am Kinn in einen kurzgeschnittenen, spitzen Bart verlaufend. Er trug ein dickes, scharf geschliffenes Muschelglas im linken Auge. Er lüftete den Hut.

„Lucchesini."

„Waltherspiel. Darf mein Kutscher oder ich in irgendeiner Weise helfen?"

„Tausend Dank. Der Reifen ist geplatzt. C'est tout."

„Und nun?"

„Das Reserverad wird eingesetzt. Der Chauffeur hat eben erst den Wagenheber aufgestellt. Eine Angelegenheit von wenigen Minuten. Immerhin . . . Verzeihen Sie den Aufenthalt. Wenn Sie meine Frau begrüßen wollen . . ."

„Bitte," sagte Waltherspiel. Er fühlte, wie sein Herz in wilden Schlägen bis zum Hals klopfte. Welche Dummheit! dachte er. Unwillkürlich ballte er die Fäuste und trat fester auf.

Die Baronin Lucchesini drehte langsam ihren Kopf. Ihr Blick traf Waltherspiel. Für Sekunden prüften diese samtweichen großen Augen sein Gesicht, durchdrangen ihn, liefen an ihm abwärts. Eisekalter, adelsstolzer Hochmut, fühlte Waltherspiel . . . welch Gewürm bin ich vor dieser Frau. Langsam — um dem Rhythmus seines Herzens nicht zu folgen — zog er seinen Hut. Der schwippe Oberkörper neigte sich ein wenig.

Die Baronin nickte leicht. Halbes Lächeln — eher Spott als Freundlichkeit — umzuckte ihre Lippen. Großer Wohllaut war in ihrer Stimme. Jede Silbe schien Sekunden nachzuhallen.

„Alle Toten sind es."

Behüt dich Gott, mit deinem Hochmut, dachte Waltherspiel. Er wandte sich zu Lucchesini. „Wir haben Pech. Vorhin war ich bedrohlich nahe an dem Straßengraben. Jetzt sind Sie's mit Ihrem Auto."

„Diamine! Wir hätten beinah' Feierabend machen können. Ich fuhr im schönen Bummeltempo, als der rechte Hinterreifen platzte. Nur noch einen Meter weiter und wir lagen . . ."

„Sind Sie abergläubisch, Herr von Lucchesini?"

Die Baronin sagte plötzlich „Ja". Langsam drehte Waltherspiel den Kopf zu ihr herum. Sie sah ihn an. Er hatte die Empfindung, daß ihr Blick die ganze Zeit auf ihm gelegen hatte, mit dem überlegenen Prüfen und dem In-die-Seele-Dringen, das ihn so fatal berührte. Die Flügel an der graden feinen Nase wehten. Dennoch klang die Stimme seltsam resigniert und müde.

(Fortsetzung folgt)

Gruß an den Herbst.

Von Hans Bethge

Der Frühling ist holde Buntheit, der Sommer grün, der Herbst ist wieder bunt, aber unendlich üppiger, goldener, strahlender als der Mai. Seine gewaltigsten Farben sind gold, gelb und rot. Gleich riesigen Blutstropfen triefen die roten Blätter des wilden Weins von den Mauern und aus den Kronen der Kiefern. Wie ein goldenes Meer wogen die Wipfel der Buchenwälder im Herbstwind, gelb wie Messing leuchten die Blätter des Ahorn, — und dann die kecken Astern in den Beeten, die prahlenden Georginen, die feurigen Hagebutten und die Ebereschenbäume mit ihren lachenden, funkelnden Korallenbüscheln, — welch ein Konzert!

Schön stirbt die Erde und reich, das muß man sagen. Noch einmal vor dem Erlöschen zeigt sie, welch himmlischen Glanzes ihre Kruste fähig ist. O Glanz der Wehmut, Glanz der letzten Tage, du kühler Goldhauch des Abschiednehmens, ihr flammenden, mählich dunkelnden Pfade der Melancholie. Wir lieben dich, Herbst, wie wir das Dasein lieben, mit einem bangen, schwermutvollen, in goldiges Dunkel versunkenen Empfinden. Wir lieben dich, weil du so schön bist, weil uns von deinen sonnengebräunten Schultern noch einmal die süße Wonne des Daseins grüßt, von der wir fühlen, daß sie in Kürze vermodern wird gleich den Blättern, die durch das kühle Wehen deiner im Dunst zerfließenden Tage taumeln.

Herbst, du rührst an unser Innerstes wie der Mai. Der Sommer hat nur unsere Haut berührt. Du greifst uns ans Herz und schnürst es langsam zu, — du bist ruhiger, klarer, bestimmter, aber auch erbarmungsloser, als der Frühling war. Der regte uns auf und ließ die wilde Flamme der Sehnsucht aus uns lodern, — du wandelst mit großen, ruhigen Schicksalsschritten, im Purpurmantel wie der Tod, dein Blick ist tiefsinnig und überlegen, und die Blume, die du auf unsere Stirn drückst, heißt Resignation. Verzicht, — das ist die wehmütige Erfahrung aller unserer Wanderungen. Glücklich die, deren Erwartungen nicht überschwenglich waren, — ihr Sturz ist bitter, aber erträglich. Grenzenlos jedoch und furchtbar der Abgrund, in den die anderen stürzen, die ihre Kränze phantastisch über den Wolken suchten. Sie sinken hin in dir, o Herbst, wie auf einem Schlachtfeld.

Du schenkst uns den Reichtum vor dem Ende. Du bist wie ein Alter, der das Leben hindurch Schätze sammelte in Fülle und sie nun fortschenkt, ehe er stirbt. Früchte rollen uns aus deinem Schoß entgegen, süße, saftige, geheimnisvolle Früchte in denen noch die reifende Sonne des Sommers kocht. Die honigmilden blauen Pflaumen, die schlanken Birnen, die runden, bernsteinfarbenen Aepfel sinken nieder aus schwer beladenen Zweigen. Und die edelste Herbstfrucht: der Pfirsich, champagnerfarben, diskretestes Aroma, unendlich vornehm. Und das derbe, bäuerische Kind des Waldes, die dunkelfarbige Brombeere.

Und dann der Wein. Sei bedankt, o Herbst, für diese Spende, die den Glanz des Himmels an ihrer laubumrankten Stirn trägt. Gepriesen sei der Uebermut der Traubenlesen, mit Sang, Tanz und Böllerschießen: hier wird ja etwas eingesammelt, dazu bestimmt, einen Strahl paradiesischer Verklärung in die schattenreichen Tage der Menschheit zu werfen. Die Traube ist die Frucht des Dionysus. Ihr gekelterter Saft hebt den Sterblichen in wundervollem Schwung über das Irdische hinaus in die holden Sphären kosmischer Melodien. Man nennt dich Sorgenbrecher, o funkelnder Wein, aber du bist viel mehr: du bist der Spender einer aus Traum und Ewigkeit verführerisch gemischten Luft, du führst Visionen herauf, die der belasteten Seele Flügel verleihen, du läßt uns eine Weile selig durch die Welt der Blumen und Sterne schweifen, du nimmst aller Wirklichkeit die Schwere, den gequälten Stirnen die Falten, den lebensbangen Herzen die Angst. Aber du verlangst Klugheit von den Menschen. Wer dich mißbraucht, ist sofort dein Feind, du machst ihn sinnlos und streckst ihn nieder wie einen Geächteten.

O herbstliche Wanderungen! Wanderungen durch die fruchtgeschwellten Rebengärten an den milden, sonnenbeschienenen Hängen der Flüsse. Wanderungen über abgeerntete Felder, auf einsamen Wegen, über die der goldene Regen wispernder Birken sich niederneigt. Voll untergründiger Fragen schweift der Blick durch klare kühle, kristallene Luft, die alle Farben seltsam hart und kräftig malt. Nichts ist durchsichtiger als die Luft mancher sonnigen Herbstnachmittage. Eine melancholische Musik dringt herüber: das Summen der Dreschmaschinen, das Rufen einzelner Krähen, der monotone Klang der Dreschflegel auf den ährenüberschütteten Tennen. Hoch oben ziehen wilde Gänse lärmend nach Süden, Feldhühner gehen aus den Ackerfurchen auf, fern klingen die Büchsen der Jäger.

Dann treten wir in den Wald. Rot gelb, braun, schon vielfach gelichtet, ragen die alten Wipfel zum Himmel — und warten. Unsere Füße rascheln in den dürren, hingesunkenen Blättern, ein feiner, erdischer Moderduft weht uns an, der Duft des nahenden Endes. Pilze, manche in giftig strahlendem Rot, leuchten gespenstisch unter dem Buschwerk auf. Wir treten auf eine Halde: fern äsen Rehe, eine Glocke klingt, es ist gegen Abend, etwas Müdes ist in die Luft gekommen, das Tal liegt in perlenfarbenem Dunste da. Vielleicht schon morgen ist die Welt mit Nebeln angefüllt, mit nassen, kalten, sickernden Herbstnebeln, und Regen setzt ein, jener hartnäckig rieselnde Regen, der bis auf die Haut dringt, und dann kommt Sturm, heult dumpf durch Wälder und Wiesen, die Todesqualen eines Sterbenden winden sich voll Verzweiflung durch das Land, — und wenn die schmerzlichen Schreie der Natur verebbt sind, stehen die Bäume entlaubt, hager und mürrisch ragen die Aeste, manche liegen zerfetzt am Boden, die Welt ist verwüstet und leer.

Heute aber sind die Wipfel noch blinkend im Abendschein! Laßt uns heimwärts wandern in unser dämmeriges Zimmer, wo das prasselnde Feuer im Kamin purpurrote Lichter über den Teppich und die Möbel wirft. Vor dem Kamin wollen wir uns niederlassen, nachdenklich in das Glühen und Knistern der zu Asche zerfallenden Buchenscheite blicken, eine schlanke Flasche öffnen und das wundervolle Gold eines lange vergangenen Herbstes in unsere hohen Gläser rinnen lassen und trinken — worauf? Auf ein melodisch bewegtes Dasein und einen barmherzigen Tod.

Kühlere Tage.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Jetzt sind die kühleren Tage da. Es herbstelt. Das Hotel wird leer, Wandervogelschwärme ziehen unter mattgrauem Himmel, die Portionen werden kleiner, die Liebeleien seltener, die dienstbaren Geister aufmerksamer.

Alexandra und Faber gehen nicht mehr in den Wald; denn im Walde fröstelt man. Sie gehen über die Dorfstraße, rasch und mit etwas bläulichen Gesichtern, denen man das Frieren anmerkt; denn schon weht es kalt von den Bergen, und die Sonne ist wie ein Antlitz ohne Blut. Alexandra weiß, daß ihr die „Geschiedene Frau" sehr gut steht, auch wenn das Wetter schlecht ist und ihre Haut etwas bläulich anläuft. Zumeist sitzen sie in der geheizten Halle und spielen Karten. Und einmal beginnt Alexandra mitten im Spiele darüber nachzudenken, wie sie in der Stadt wird leben können, ohne tägliches Beisammensein mit Faber, ohne die beruhigende Annehmlichkeit einer greifbaren Heiratsaussicht. Denn heiraten will sie, da sie aus eigenem Verschulden geschieden wurde und keinen Unterhalt bekommt. Diese dumme Herbststimmung! Energisch macht sie sich aus den schwarzen Krallen der Niedergeschlagenheit los; sie sieht nicht ein, warum es nicht immer so bleiben könnte, wie es in diesen Sommerwochen war. Sie wird ihn heiraten. Er hat ein hohes Einkommen, einen Erbonkel, gepflegte Fingernägel, Charakter, ein angenehmes Gesicht, keine zu aufdringliche Klugheit; er ist etwas fade, aber eine gute Partie. Diese herbstliche Sterbezimmerstille geht ihr auf die Nerven. Wenn er sich einbildet, daß er als ihr Mann auch so viel wird schweigen dürfen, dann irrt er sich gewaltig! Sie spricht jetzt lauter, ihr Lachen wird geräuschvoller, sie will eine sausende Stille übertönen, und es ist, als wolle sie sich eine ermüdende Wartezeit verkürzen. Worauf wartet sie? Auf das bindende Wort. Besitzt sie nicht genug Beweise, daß es ihm ernst ist? Während seines ganzen Aufenthaltes hat er sich keiner anderen Dame gewidmet; er ist aufmerksam, artig, spricht nie in jenem leichten Tone, den sich der Mann von